

Wort und Klang aus den Karpaten

GOTTLIEBEN. Catalin Dorian Florescu Roman «Jacob beschliesst zu lieben» ist eine bewegende, historisch aufschlussreiche und an menschlichen Dramen reiche Geschichte, in der es um Liebe und Freundschaft geht, um Heimat und die notwendige Flucht oder Vertreibung daraus. Der Verrat droht alles zu zerstören, aber die Fähigkeit zu lieben – das ist die Botschaft – kann über vieles hinwegretten. Irina Ungureanu, wie Florescu aus Rumänien stammend, ergänzt die Lesung mit Volksweisen, die die Sängerin noch aus ihrer Kindheit kennt und die, neben zeitgenössischem Gesang, bis heute zu ihrem Répertoire gehören. (red.)

Do, 18.2., 20 Uhr, Bodmanhaus

Via Gurs in den Tod

ST. GALLEN. Über das Internierungslager im Südwesten Frankreichs und die Shoah referiert der Historiker Thomas Metzger von der Fachstelle Demokratiebildung und Menschenrechte der Pädagogischen Hochschule St. Gallen. Der Vortrag begleitet die Ausstellung «Die von Gurs» im Museum im Lagerhaus.

Mi, 16.2., 18 Uhr

Kunstsalon für Frauen

BREGENZ. Morgen abend gibt Künstlerin und KUB-Kunstvermittlerin Kirsten Helfrich besondere Einblicke in die Werke von Susan Philipsz in der aktuellen Ausstellung «Night and Fog».

Do, 18.2., 18.30 Uhr, Kunsthaus

Chansons mit CD-Taufe

AMRISWIL. Das Leben hat tausend Gesichter – im neuen Programm «Klartext» zeigt der Thurgauer Sänger und Pianist David Lang eine schöne Auswahl daraus. Das Konzert mit Helti Guraziu (Kontrabass) und Phil Dold (Perkussion) ist gleichzeitig die Taufe des Albums «Zucker & Salz».

Do, 18.2., 20 Uhr, Kulturforum

Kabarett über das Leben

GOSSAU. Der Thurgauer Kabarettist Jan Rutishauser erzählt in seinem Programm «Burnout» aus dem Leben, aber mit vielen Wortspielen und sprachgewandten Umwegen.

Do, 18.2., 20 Uhr, Gymnasium

«Küss mich, aber stör mich nicht»

Nach ihrem letzten Theaterstück «Erstickte Träume», einer knalligen Stickerei-Revue, legt Rebecca C. Schnyder ihren ersten Roman vor: Eine Liebesgeschichte einer rauhbeinigen, abgestürzten Jungschaffststellerin mit krasser Lebensangst.

HANSRUEDI KUGLER

ST. GALLEN. Wenn eine Romanfigur nach jeder Mahlzeit kotzen geht und sich ins Delirium säuft, muss man sich auf harte Kost gefasst machen. Und man ahnt schnell: Dahinter steckt eine unglückliche Seele. Gleich in den ersten Sätzen macht die 1986 geborene St. Galler Schriftstellerin Rebecca C. Schnyder klar, was Stil und Thema ihres ersten Romans sind: Rauhbeinige junge Frau trifft Märchenprinzen. Billy steht rauchend vor dem Haus ihres Psychotherapeuten. «Die Sonne, das Arschloch, stand am Himmel», denkt sie. Und über den jungen Mann, der auf dem Fahrrad auf sie zu steuert: «Ein Hund mit Scheisschuhen und einem Zauberlächeln. Könnte schlimmer sein.» Zynismus als Schutzschild und Romantik als gefährliche Sehnsucht, die man darum bekämpft – Billy ist in dieser Ambivalenz gefangen.

Jungautorin mit Lebensangst

Dass sie eine der Bekloppten sei, die hier in die Therapie gehen, reibt sie dem Märchenprinzen auf die Nase und stellt sich gleichzeitig vor, wie es wäre, mit ihm Sex zu haben. Rotzfrech und abgebrüht, aber gleichzeitig voller Lebensangst und Komplexe – Schnyders Hauptfigur hat den rauen Charme einer Grossstadtgöre, die nichts und niemanden an sich heranlässt. Ausser ihre einzige Freundin Guen, die sie ihren «Kerl» nennt.

Auf 170 Seiten wird viel gesoffen und geflucht und angesichts der eigenen Lebensunfähigkeit tüchtig geheult. Billy ist Jungautorin. Der Erfolg ihres ersten Buches ermöglicht ihr ein Leben als Bohémienne. Allerdings ist dieses ein Desaster: Billy bringt keinen Satz aufs Papier, hockt tagelang untätig in ihrem Lieblingscafé, in ihrer «Egoisten-Kleinwelt». Ausser Rauchen, Saufen und gelegentlich einen «Idioten» fürs Bett abschleppen besteht ihr Leben darin, alle vor den Kopf zu stossen. Ihr Lebensmotto: «Alles ist besser in der Nacht», ergänzt mit dem Nachsatz: «Auch der Selbstbetrug».

Ja keine Hoffnungen zulassen

Nun mag man einwenden: Wenn eine Jungautorin einen



Bild: Coralie Wenger

Rebecca C. Schnyder wirft in ihrem ersten Roman einen düsteren Blick in die Seele einer Jungautorin.

Roman über eine Jungautorin mit Schreibstau und Lebensunfähigkeit schreibt, ist das riskant: Allzu schnell schmeckt das nach irrelevanter Selbstbespiegelung.

Und zugegeben: Gelegentlich nervt einen die Göre tatsächlich in ihrer pubertären Verstocktheit und ihrer forcierten sprachlichen Ruppigkeit. Das schnoddrige «Scheisse» und «Fick dich» reduziert sich dann auch mal zur

literarischen Pose. Aber über den ganzen Roman gesehen ist Betty kompakt und plausibel geschildert. Der Märchenprinz entpuppt sich als cooler, einfühlsamer Theologiestudent – die Dialoge der zwei gehören zum Besten des Romans. Hingabe und Zurückweisung entfalten hier bald einmal ihre zerstörerische Dynamik: ja keine Schwäche zeigen, ja keine Hoffnungen zulassen,

ja kein Mitgefühl wecken. Immer die coole Maske hochhalten, bis zum bitteren Ende.

Protokoll, keine Erklärung

Die Schwäche des Buches ist zugleich eine seiner Stärken: Denn woher kommt Billys Lebensangst, woher ihre Selbstzerstörung? Der Leser kriegt dazu Hinweise: die überfürsorgliche Mutter, die Angst, nichts zu

schaffen, und deshalb nichts anzufangen. Bulimie, Alkoholexzesse, Exhibitionismus – es sind lediglich Symptome, sie erklären die Figur nicht. Schnyder schildert protokollartig Billys Absturz, den keiner verhindern kann, weil sie ihn geradezu herbeisehnt: «Ich flehte ihn an, wütend zu sein, mich zu verstossen, mich zu hassen», sagt sie über ihren Märchenprinzen. Als sie ihn vertreibt, atmet sie auf: «Ich war wieder ungestört mit meinem Unvermögen.» Was im trotzigen zynischen Weltekel mündet: «Ich lass mich lieber von einem Idioten ficken und trinke eine Flasche Gin. Das hat noch jeder überlebt. Die Welt aber nicht.»

Bis zuletzt ambivalent

Letztlich muss der Leser das Psychogramm der Billy selbst zusammensetzen. Was dann auch zur literarischen Stärke des schmalen Romans führt: Schnyder hält die Ambivalenz ihrer Hauptfigur bis zuletzt aufrecht, was ihr hoch anzurechnen ist. Man braucht sich nur an ein paar ähnlich geartete Vorgängerromane zu erinnern, um die Gefahr des literarischen Absturzes in klebrige Psychologie oder schlichten Kitsch zu erkennen.

Da las man doch vor Jahren Charlotte Roches «Feuchtgebiete», wo der demonstrative Masochismus und Zynismus der Hauptfigur im kitschigen Wunsch gründet, ihre geschiedenen Eltern mögen sich gemeinsam an ihrem Krankenbett versöhnen. Autsch!, musste man da sagen. Noch schlimmer Zoé Jennys «Blütenstaubzimmer», in dem sich eine junge Ausreisserin in weichgezeichneten Szenen in ihrer Scheidungskind-Wunde suhlt. Das war Betroffenheitsprosa, die bloss einen kitschigen Massengeschmack traf. Dagegen liest man Rebecca C. Schnyders Protokoll der hartgesottenen Selbstquälerin gerne.



Rebecca C. Schnyder: Alles ist besser in der Nacht. Dörlemann 2016. 175 S., Fr. 28.90.

AUF EINEN KAFFEE MIT...

Christian Schmid und die Wandlungen des Dialekts

«Näbenusse» ist er aufgewachsen, in der Ajoie an der Grenze zu Frankreich. Auch heute wohnt Christian Schmid wieder in Grenznähe, in Schaffhausen. Seit 2012 genießt er die Freuden und Freiheiten des Pensioniertseins, tritt aber an die fünfzigmal auf im Jahr. Dann liest er, wie vergangenen Montag, aus seinen Sprachgeschichten. Oder aus «Näbenusse», den Erinnerungen an seine Kindheit.

Erinnerungen an die Kindheit

Der Raum für Literatur in der St. Galler Hauptpost ist gut besetzt, als Christian Schmid, begleitet vom Gitarristen Christoph Greuter, von einer Zeit erzählt, in der es weder Computer noch Fernsehen gab. Es gab die Natur, es gab die Menschen, es gab jene unsichtbare Grenze, die der Vater zu bewachen hatte. Und es gab die Sprache, über die sich der Bub bereits zu

wundern begann: Warum der Kirschbaum den Baum im Namen trägt, die Tanne aber nicht, fragte er sich, oder weshalb die Franzosen auf den «arbre» ganz verzichten, wenn sie vom «cerisier» sprechen.

«Sprache verändert sich»

Zeigt sich da schon der Sprachforscher in ihm? Tritt der Kern einer Neugier zutage, die ein Leben prägt und Christian Schmid mit seiner Radiosendung «Schnabelweid» zur Instanz in Dialektfragen haben werden lassen? «Einen ersten kleinen Anstoss hat das wohl schon gegeben», sagt er nach der Lesung beim Kaffee. Prägender aber seien nach dem Studium von Germanistik und Anglistik die Jahre beim Sprachatlas der deutschen Schweiz gewesen. Hier hat er die Sprache als ein sehr lebendiges Wesen kennengelernt.

«Sprache verändert sich immer», sagt Christian Schmid. «Worte verschwinden, weil die dazu gehörigen Gegenstände nicht mehr im Gebrauch sind.

Sprache nimmt Fremdes auf, Tausende unserer Wörter stammen beispielsweise aus dem Französischen.» Die heutigen Anleihen im Englischen sind

also keineswegs neu, und eine Bedrohung vermag Schmid darin sowieso nicht zu erkennen. Denn, sagt er: «Ich glaube nicht, dass man Sprache schützen muss oder schützen kann.»

Dialekt verleiht Identität

Das gilt auch für den Bereich, den Christian Schmid in der «Schnabelweid» und in seinen Büchern mit Lust beackert: den Dialekt. Als unsere meistgebrauchte mündliche Sprache muss Dialekt den Alltag spiegeln und mit der Zeit gehen. Doch ist Dialekt noch mehr, nämlich Ausdruck von Identität. Christian Schmid nennt ihn denn auch die «Kehrseite der Medaille der Globalisierung». Im Dialekt erfahren wir Zugehörigkeit, in ihm grenzen wir uns ab.

Und: In ihm blicken wir zurück in die Kindheit. Als Bub hat Christian Schmid von Vater und Mutter das Berndeutsche über-

nommen und seither nie mehr verloren, und zwar trotz wechselnder Wohnorte.

Stolz sein, das genügt

Was für den einzelnen Menschen gilt, das trifft auch auf ganze Dialektgemeinschaften zu. Auch sie erweisen sich als ausserordentlich resistent. Christian Schmid erinnert sich, dass man vor fünfzig Jahren dem Dialekt des Freiburger Sensebezirks eine ganz schlechte Prognose gestellt habe. «Heute geht es ihm prächtig, die Menschen sind wieder stolz darauf. Das reicht.»

Rolf App

Demnächst erscheint «Da hast du den Salat – Geschichten zur Sprache und Kultur der Küche». Christian Schmid liest daraus am Montag, 11. April, um 20 Uhr in der Buchhandlung Rössli in St. Gallen.



Dialektforscher mit Humor: Christian Schmid. Bild: Michaela Rohrer